

1 Einführung in die Geschichte des europäischen Mittelalters: Geopolitische Entwicklungen und mentalitätsgeschichtliche Besonderheiten

Geopolitik

Einwirkung geographischer Faktoren auf die Politik.

Adjektiv: **geopolitisch**.

1.1. Die Stunde Null aktueller Zeitrechnung und der Zerfall des antiken Römischen Weltreichs

Aus heutiger Sicht gilt die Geburt des christlichen Religionsgründers Jesus von Nazareth als Stunde Null der aktuellen Zeitrechnung. Gleichzeitig sollte dieses Ereignis zur Geburtsstunde der westlichen Kultur werden. Jesus Christus ist als Untertan des antiken Römischen Reichs geboren, das zu dieser Zeit seine größte geopolitische Ausdehnung und kulturelle Blüte erreicht hatte. Zum Römischen Reich gehörten alle Anrainerstaaten des Mittelmeers einschließlich des Königreichs Jerusalems sowie bedeutende Teile Westeuropas, die nördlich der Alpen lagen und von den Römern sukzessive erobert worden waren.

Anrainerstaat

= Grenznachbar; Staat mit einer Grenze zum Mittelmeer.

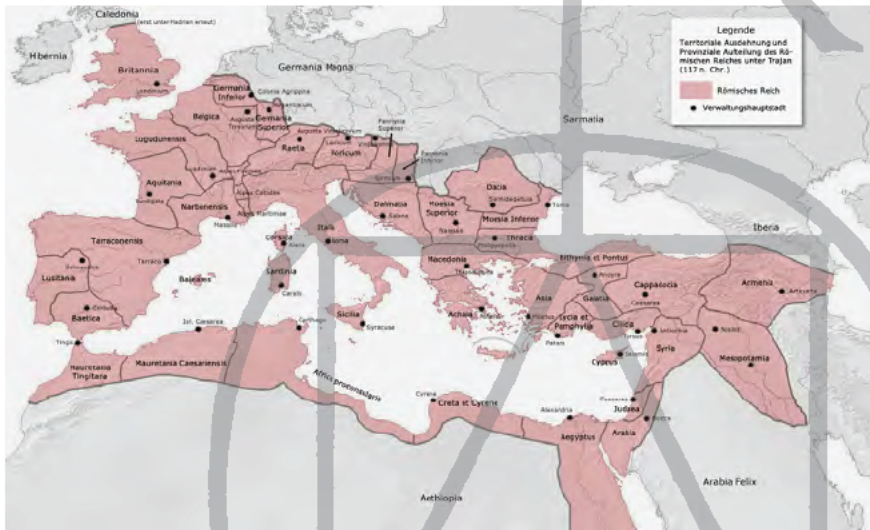


Abbildung 1

Das antike Römische Reich in seiner größten Ausdehnung unter Kaiser Trajan im Jahr 117 nach Christus

Bis zu den römischen Eroberungen in West- und Nordeuropa zählten weite Teile des europäischen Kontinents zu einer wenig bekannten Welt, die weder an der antiken griechischen noch der römischen Hochkultur Anteil hatte. Ihre Ethnien wurden als ‚barbarisch‘ verachtet, ihre Staatsgebilde spielten keine nennenswerte Rolle in der Weltgeschichte.

Eine Wende sollte erst der Zerfall des Römischen Weltreichs herbeiführen. Die entscheidenden Anstöße dazu gingen von der europäischen Völkerwanderung aus. Mit dem Begriff ‚Völkerwanderung‘ bezeichnet man hauptsächlich die spätantiken Wanderungen germanischer Ethnien in die Gebiete Westeuropas, die von den Römern besetzt und zivilisationsgeschichtlich entwickelt worden waren. Einen weiteren Entwicklungsschub löste die Einführung des Christentums als Staatsreligion in dem noch bestehenden antiken Römischen Reich im 4. Jahrhundert nach Christus aus. Denn die nachfolgenden europäischen Herrscher germanischen Ursprungs übernahmen die

Sekundärliteratur

Peter D nze bacher: Europa n der Spätantike, 300–600: eine Kultur- und Mentalitätsgeschichte. Darmstadt 2007.

christliche Religion römisch-lateinischer Prägung und errichteten auf diesem Fundament eine neue europäische Staatengemeinschaft.

1.2. Karl der Große und die Erneuerung des antiken römischen Kaisertums

Frankenkönig = Frankenherrscher: Die Franken gehören mit den Bayern, Alemannen, Sachsen und Langobarden zu den germanischen Ethnien, aus denen die Deutsche Nation hervorgegangen ist.

Sekundärliteratur

Josef Fleckenstein: Karl (I.) der Große, Art. in: Lexikon des Mittelalters. Band V. München und Zürich 1991, Spalten 956–960.

Dauer des (christlichen) „**Heiligen Römischen Reiches**“: 800 nach Christus bis 1806 nach Christus; 962 Fortführung der Kaiserherrschaft durch Otto I. ohne die westlichen Teilreiche Aquitanien und Neustrien.

Den entscheidenden Neubeginn setzte die Herrschaft des Frankenkönigs Karl (ca. 747–28.01.814). Dieser Frankenherrscher hatte sein Königreich zum größten Territorialstaat im nachantiken Europa ausgebaut. Gleichzeitig hat er das römische Kaisertum im Westen erneuert, indem er sich im Jahr 800 vom römischen Oberhaupt der christlichen Kirche, Papst Leo III., zum Kaiser krönen ließ.

Damit ging der Anspruch auf eine Weltherrschaft sowie die führende Rolle eines universellen Kaisertums auf den neuen ‚barbarischen‘ Kaiser und seine Nachfolger in Westeuropa über. Ebenso stark wie die innere Neustrukturierung seiner Herrschaft betrieb Kaiser Karl eine Reform der Kirche und der Bildungseinrichtungen. Ziel war es, die antike Gelehrsamkeit im Geiste der christlichen Religion zu erneuern und die Christianisierung bis in die ungebildeten Schichten der Laien voranzutreiben. Bereits die Zeitgenossen sahen in den überall zu Tage tretenden Neuordnungen eine neue Ära anbrechen. Deshalb wurde Karl noch zu Lebzeiten der Ehrentitel „Karl der Große“ verliehen. Die **Nachwelt**, wie auch die Gelehrten der von ihm begründeten Hofakademie erhoben den Frankenkaiser zum ‚Vater Europas‘, eine Begriffsprägung, die bis heute Gültigkeit hat. Denn die rund eintausend Jahre, die das mittelalterlich-christliche Römische Reich fortbestehen sollte, bestätigen die geschichtliche Leistung des ersten westlichen, nachantiken Kaisers in Europa.

Zudem nahm der europäische Einigungsprozess des 20. Jahrhunderts ebenfalls vom Rückgriff auf die karolingische Staatsgründung seinen Ausgang. Als sichtbares Zeichen zur Erinnerung an Karl den Großen als ersten Einiger Europas hat die Stadt Aachen im Jahr 1988 den Internationalen Karlspreis zu Aachen gestiftet, der alljährlich in Aachen für Verdienste um die Europäische Einigung verliehen wird.

Die Bedeutung der Stadt Aachen erklärt sich daher, weil der Kaiser den dortigen Dom errichten ließ und Aachen seit Karls Heiligsprechung im Jahr 1176 zu einem der



Abbildung 2

Das Wachsen des Frankenreichs bis zu Karl dem Großen († 814)



Abbildung 3
Der Karlsschrein
im Aachener Dom
(Weltkulturerbe); Foto R. Frisch

bedeutendsten Wallfahrtszentren des Mittelalters aufrückte. Dort waren (und sind) die sterblichen Reste des Kaisers in einem kostbaren Reliquienschrein, dem 1215 vollendeten Karlsschrein, zur Verehrung ausgestellt.

1.3. Mentalitätsgeschichtliche Errungenschaften des Mittelalters

Aus der Rückschau des 21. Jahrhunderts zeichnen sich mithin folgende historische Errungenschaften des mittelalterlichen Europas besonders deutlich ab:

- erstens die geopolitische Neuordnung in einem christlichen Kaisertum, das fortan die äußere Sicherheit (West)Europas gewährleisten konnte;
- zweitens die religiöse Vereinigung der unterschiedlichen Völker Europas unter der geistlichen Obhut der römisch-katholischen Kirche mit dem Papst in Rom an der Spitze als geistlichem Oberhaupt;
- drittens die dadurch erfolgte Entwicklung einer neuen, christlich begründeten Wertegemeinschaft, die bis heute alle nachmittelalterlichen Nationen Europas zu einer ideellen Gemeinschaft verbindet. Nicht wenige der heutigen Historiker heben denn auch die außerordentlich große mentalitätsgeschichtliche Bedeutung des Mittelalters für die Entwicklung derjenigen ideellen Errungenschaften der westlichen Kultur hervor, welche einen entscheidenden Einfluss auf den Gang der neueren Menschheitsgeschichte gewinnen sollten.

Im Folgenden werden wichtige Elemente dieser Entwicklung am Beispiel von deutschen Werken mittelalterlicher Literatur veranschaulicht. Die vorliegende Einführung in die deutsche Literatur des Mittelalters bietet also keine Gesamtgeschichte der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters. Stattdessen sollen Werke und Autoren deutscher Sprache vorgestellt werden, die heute zum Kanon der Weltliteratur zählen und als solche eine universelle Bedeutung für die gesamte Menschheit erlangt haben.

Bevor wir uns den literarischen Werken des Mittelalters zuwenden, ist es wichtig, uns die wesentlichen Besonderheiten der mittelalterlichen Geschichte aus mentalitätsgeschichtlicher Sicht zu vergegenwärtigen.

Beginnen wir mit einer Begriffsklärung! Woher stammt der Begriff ‚Mittelalter‘ und welche Zeitspanne ist damit umfasst?

Mentalitätsgeschichte =

Forschungszweig, worin die Mentalität einer Epoche untersucht wird.

Mentalität = die besondere Art des Denkens, Fühlens, Wollens, Wahrnehmens und Verhaltens, so wie sie von Individuen, Gruppen, Völkern oder Volksgemeinschaften bezeugt ist.

Sekundärliteratur

Peter D nze bacher (Hrsg.): Europäische Mentalitätsgeschichte. 2. Aufl. Stuttgart 2008.

Mittelalter = Zeitalter zwischen griechisch-römischer Antike und europäischer Neuzeit: ca. 500–1500 nach Christus.

Der Begriff ‚Mittelalter‘ ist die Bezeichnung für ein Zeitalter, das zwischen der griechisch-römischen Antike und der europäischen Neuzeit liegt. Der deutsche Terminus ‚Mittelalter‘ ist als gelehrte Übersetzung des neulateinischen Begriffs „medium aevum“ im 16. Jahrhundert entstanden. Als Bezeichnung für den Zeitraum zwischen Altertum und Neuzeit der europäischen Kultur hat sich diese Wortprägung allerdings erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Alltagssprache durchgesetzt.

In Zahlen ausgedrückt, umfasst das Mittelalter die rund eintausend Jahre zwischen der römischen Antike und der gesamteuropäischen Neuzeit. Nach übereinstimmender Auffassung der Historiker haben zwei Ereignisse den Beginn einer neuen Ära in Europa markiert:

Erstens die Einführung des Christentums als römische Staatsreligion unter Kaiser Theodosius I. dem Großen (ca. 345/347–395).

Hinzu kommt als zweites politisches Ereignis der Zerfall des antiken Römischen Reichs, der durch einen entscheidenden Sieg des germanischen Heerführers Odoaker über römische Truppen im Jahr 476 ausgelöst worden war. Odoaker, der den letzten weströmischen Kaiser Romulus den Großen absetzte, gehörte zu denjenigen Herrschern über eine der germanischen Ethnien, die ihr Reich auf dem Staatsgebiet des antiken Römischen Reichs errichtet hatten.

Ähnlich wie der Beginn des Mittelalters sollte auch das Ende dieses Zeitalters durch Ereignisse religiöser sowie geopolitischer Art eingeleitet werden.

Die geopolitische Wende in der europäischen Geschichte sollte mit der Entdeckung Amerikas erfolgen. Fortan war die Vorherrschaft in der ‚Alten Welt‘ mit der Eroberung und Beherrschung der ‚Neuen Welt‘ in den beiden amerikanischen Kontinenten gekoppelt.

Demgegenüber führten die religiösen Erneuerungsbewegungen gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu einem Bruch in der europäischen Geschichte. Denn als Folge der Revolte des deutschen Theologen Martin Luther (1483–1546) gegen die Oberherrschaft des Papstes in Rom zerbrachen die Einheit der römisch-katholischen Kirche und damit die Gemeinschaft der europäischen Christen lateinischer Prägung.

Diese faktenmäßige Definition des europäischen Mittelalters zeigt deutlich, wie stark die europäische Geschichte im Mittelalter von der neuen Religion des Christentums sowie von der geopolitischen Neuordnung durch Herrscher germanischer Herkunft geprägt war.

Die Wirkungen dieser beiden geschichtlichen Triebkräfte sollten zu einer grundlegenden Umformung des europäischen Kontinents und seiner Geschichte führen. Die Folgen dieser historischen Schubkräfte waren vielfältig, folglich haben sie Veränderungen in den verschiedensten Bereichen der europäischen Lebenswelt gezeitigt.

Zu den historischen Errungenschaften des Mittelalters zählen solch weltgeschichtliche Phänomene wie

- die Geburt neuer Nationen, wie sie noch heute das Gesicht Europas prägen,
- die Entwicklung der mündlich verbreiteten Volkssprachen zu Nationalsprachen für einen gehobenen literarischen und später auch gelehrten Gebrauch,
- die Schaffung neuer ethischer Werte für das (religiöse) Heil der gesamten Menschheit, das bedeutet:
- ideelle Werte, die unter dem Einfluss der französischen Aufklärung verweltlicht wurden und mit der Französischen Revolution in der Parole von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zur Grundlage der modernen Menschenrechte erhoben werden sollten.

Außer diesen Fakten wären noch weitere Phänomene mentalitätsgeschichtlicher Art zu erwähnen. Dazu zählt beispielsweise die Entdeckung der menschlichen Seele

Beginn der Neuzeit

1) Entdeckung Amerikas

durch Christophorus Kolumbus im Jahr 1492.

2) Reformation

durch Martin Luther und den von ihm ausgelösten Bruch mit der Papstkirche in Rom.

Französische Revolution 1789–

1794: Sturz der Monarchie, Aufhebung des mittelalterlichen Ständestaats, gleiche Rechte für alle Bürger.

mit all ihren mentalen Wirkkräften oder im Bereich des gesellschaftlichen Lebens die Entwicklung einer neuen Liebesauffassung, welche den Frauen einen gottähnlichen Status verleihen sollte, der die Männer zum Erwerb des für ihr Heil notwendig erachteten Seelenadels befähigte.

In der Tat gehören die Veränderungen, die sich bezüglich der Stellung von Frauen im Mittelalter entwickeln, ebenfalls zu den charakteristischen Errungenschaften der christlichen Gesellschaften Europas. Denn im Lauf der mittelalterlichen Jahrhunderte erscheinen zwei neue Frauentypen auf der Bühne der Menschheitsgeschichte. Dazu zählen – im Unterschied zur griechisch-römischen Antike – erstens die Heiligen und zweitens die Herrscherinnen. Dabei lässt sich letztere Gruppe von Frauen weiter unterteilen in weltliche Herrscherinnen, in geistliche Herrscherinnen sowie in Frauen, die eine mentale Macht vor allem über Männer ausüben.

1.4. Der neue Menschentyp des Mittelalters: Heilige

Betrachten wir zunächst den neuen Menschentyp eines weiblichen oder auch männlichen christlichen Heiligen!

Welche Eigenschaften zeichneten einen christlichen Heiligen aus? Nach mittelalterlich-christlicher Lehre verfügt eine heilige Person über Kräfte, welche das normale menschliche Vermögen bei Weitem übersteigen. Dennoch wurden die Heiligen nicht als himmlische Wesen erachtet. Schließlich haben alle Heiligen ein irdisches Leben geführt. Allerdings haben sie kraft der Besonderheiten ihres irdischen Lebenswandels, ihrer außerordentlichen Tugenden und Seelenkräfte, einen geistlichen Wert errungen, der sie über alle übrigen Wesen menschlicher Natur erhob.

Insofern bleibt festzuhalten, dass diese Männer und Frauen allein aufgrund ihrer seelischen Verdienste zu Heiligen erwählt worden sind – und zwar bereits seit den ersten Anfängen des Christentums. In der Folge sollte die institutionalisierte Kirche ihren Heiligen die Sonderrolle von göttlichen Mittlern zwischen den gewöhnlichen Menschen und Gott zusprechen.

In dieser quasi-göttlichen Mittlerfunktion gründet die Ursache dafür, warum der Heiligenkult solch eine umfassende Bedeutung für das Leben in der mittelalterlichen Gesellschaft gewinnen sollte. Denn sogar bis in den Jahresablauf der Alltagswelt bestimmten die Heiligen die mittelalterliche Lebenswelt, da der mittelalterliche Kalender nach Heiligenfesten geordnet war. Diese kalendarische Zeiteinteilung war im so genannten Kirchenjahr, der rituellen Ordnung kirchlicher Feste, festgeschrieben. Gemäß diesem liturgischen Ritus waren die Feste der Heiligen an fest gelegten Tagen zu feiern, wobei die Lebensgeschichte des oder der betreffenden Heiligen der Gemeinde vorgelesen wurde. Auf diese Art und Weise bestimmte der Heiligenkult Jahr für Jahr den zyklischen Rhythmus des Alltagslebens. Gleichzeitig verbreitete sich die Verehrung der Heiligen in der gesamten westlichen Christengemeinschaft. Daher konnten ihre Tugenden, ihr Lebenswandel sowie ihre besondere Heiligkeit allen Gläubigen zum Vorbild dienen.

Aus heutiger Sicht könnte man glauben, dass die Erscheinung von Heiligen einzig auf die mittelalterliche Religiosität mit ihrer spezifischen Glaubenspraxis zurückzuführen sei.

Dieser Schluss dürfte indes nur die halbe Wahrheit enthalten. Denn die ersten christlichen Heiligen waren Untertanen des antiken Römischen Reiches. Ihren besonderen Heiligenstatus haben sie kraft ihres Widerstandes gegen die Obrigkeit des heidnischen Roms errungen. In den meisten Fällen endete dieser Widerstand in einem blutigen Martyrium von unmenschlicher Grausamkeit. Was heute besonders erstaunt, ist die erhebliche Anzahl an Frauen, die es vorzogen, die gräulichsten Martern zu erleiden, statt sich den Gesetzen ihrer weltlichen Obrigkeit zu beugen.

Heilige

Abkürzung „hl.“, vor heiligen Personen; ansonsten Großschreibung „Hl.“
Beispiel: Heiliges Römisches Reich.

Tugend = Gutes Verhalten des Menschen, das dessen Gesinnung und Handeln moralisch gut macht.
Die mittelalterliche Theologie hat **7 Kardinaltugenden** unterschieden: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigung, Glaube, Liebe, Hoffnung.

Mittelalterlicher Kalender

Monatsnamen aus römischer Antike übernommen, aber Tage nach Heiligen und kirchlichen Festen geordnet.

Wie konnte es dazu kommen?

Wollte man die komplexen Verhältnisse der Spätantike auf wenige Begriffe bringen, so könnte man resümieren, dass der Niedergang der öffentlichen Moral und der Mangel an wirksamen Schutzmitteln vor den Übergriffen einer Willkürjustiz viele Frauen in die Arme der kleinen, aber solidarischen christlichen Gemeinden trieb. Das gilt besonders für junge Frauen. Denn außer den üblichen Foltern, denen Angehörige der beiden Geschlechter ausgesetzt waren, mussten junge Frauen noch zusätzliche, meist öffentliche und daher besonders erniedrigende sexuelle Aggressionen erdulden. Hinzu kommt, dass Frauen unter römischer Jurisdiktion nur eingeschränkte Rechte genossen. So stand die Frau Zeit ihres Lebens unter der Vormundschaft ihres Ehemannes oder des nächsten männlichen Verwandten. Zudem bestimmte ein Familienvater von Anfang an über Leben oder Tod einer Tochter, da er das Recht besaß, einen weiblichen Nachkommen bis zu neun Monaten nach der Geburt zu töten. [Im archäologischen Park bei Tunis, dem antiken Karthago, ist beispielsweise solch ein Massengrab für getötete weibliche Neugeborene zu besichtigen.]

Diese missliche Lage der Frauen sollte sich lediglich aufgrund von zwei historischen Faktoren zum Besseren wenden: erstens durch den wachsenden Einfluss der christlichen Glaubensgemeinschaften und zweitens kraft der Einführung von Rechtsgewohnheiten der neuen herrschenden Ethnien, welche den Frauen erheblich erweiterte Rechte zugestanden. Diese Rechte betrafen vor allem den Bereich des Erbrechts, aber auch die alleinige Ausübung weltlicher Machtbefugnisse. Als Beispiel für Letzteres möge das Wirken der Langobardenkönigin Theodelinde dienen.

1.5. Ein neuer Typ weltlicher Herrscherinnen:

Das Beispiel der Langobardenkönigin Theodelinde (circa 573–627)

Die Langobarden bildeten eine germanische Ethnie, die aus Südschweden stammte und über Norddeutschland (Germanien) nach Süden gezogen war, um sich im 5. Jahrhundert in Norditalien niederzulassen.

Der Name Langobarden ist wie die Sprache dieses Volkes germanischen Ursprungs und bedeutet ‚Langbärte‘. Die Langobarden gehörten damals neben den Bayern, Franken, Alemannen und Sachsen zu den fünf Ethnien, welche eine proto-deutsche Sprachgemeinschaft bildeten. Allerdings haben die Langobarden ihr ‚Deutsch‘ bereits im 10. Jahrhundert weitgehend zugunsten der einheimischen, proto-italienischen Volkssprache aufgegeben. Geopolitisch blieb das Langobardenreich jedoch bis weit ins Hochmittelalter in das christlich-römische Kaiserreich integriert. In diesem Integrationsprozess spielte die Langobardenkönigin Theodelinde eine wichtige Rolle.

Wer war Theodelinde und wie gelangte sie auf den langobardischen Königsthron? Theodelinde stammte aus dem katholischen Fürstengeschlecht der bayerischen Herzöge und war vermutlich im Jahr 573 geboren. Als Tochter des Bayernherzogs Garibald und seiner Frau Walderada, welche der langobardischen Königsdynastie entstammte, galt sie als eine begehrte Braut. Daher wurde Prinzessin Theodelinde zunächst dem mächtigen Frankenkönig Childebert II. zur Ehe versprochen. Aber als dieses Ehegelöbnis zerbrach, flüchtete sich Theodelinde um 588 nach Italien, wo sie ihr Schicksal in die Hände des Langobardenkönigs Authari (gestorben 590) legte, der sie auch am 15. Mai 589 im Rahmen prächtiger öffentlicher Feierlichkeiten heiratete.

Unter welchen Umständen es der jungen Bayernprinzessin gelungen war, den Thron der Langobarden zu besteigen, ihr Volk fast dreißig Jahre lang in Frieden zu regieren und auf den Weg in die römisch-katholische Christengemeinschaft zu führen, das gehört zu den bewundernswertesten Geschichten des gesamten Mittelalters.

Tunis = Hauptstadt von
Tunesien, Nordafrika

Sekundärliteratur

Martina Hartmann: Die Königin im frühen Mittelalter. Stuttgart 2009.

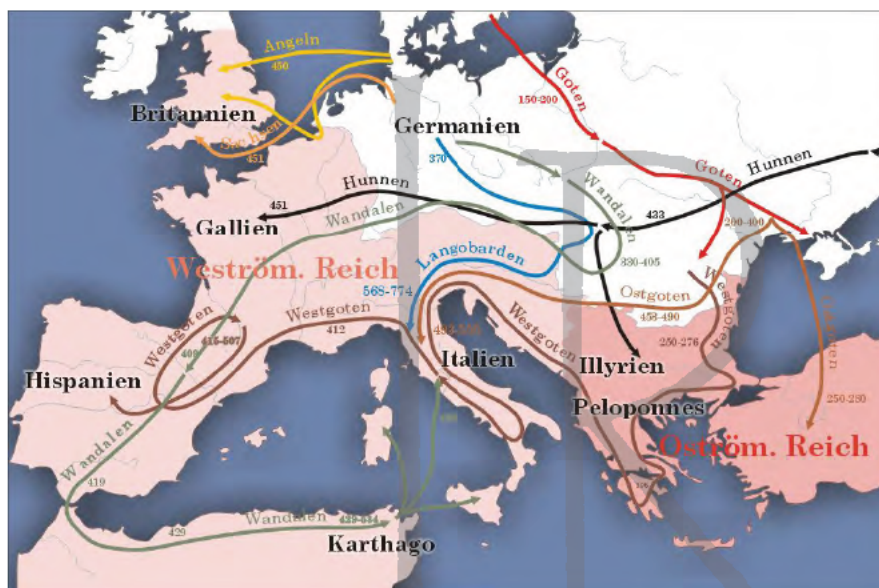


Abbildung 4
Die Völkerwanderung: Wanderungen der Langobarden = blaue Linie

Deshalb hat sich die Erinnerung an die Herrschaft dieser außergewöhnlichen Königin besonders stark ins kollektive Gedächtnis eingepreßt. Dabei dürfte die Nachwelt dem langobardischen Geschichtsschreiber Paulus Diaconus den wirksamsten Beitrag zur Verewigung ihres Andenkens verdanken.

Paulus Diaconus (um 720 – um 799) zählt zu den begabtesten Geschichtsschreibern des Mittelalters. Wie der Angelsachse Beda Venerabilis (672–735) hatte der gelehrte Langobarde die Geschichte seiner eigenen Ethnie nachgezeichnet und zwar nach klassisch-lateinischen Vorbildern in einem umfangreichen, lateinisch verfassten Geschichtswerk. Paul entstammte einem alten Langobardengeschlecht, erhielt zunächst eine weltliche Ausbildung, wandte sich dann theologischen Studien zu, um als Mönch in das Kloster Montecassino bei Rom einzutreten. Das Benediktinerkloster Montecassino ist von dem Ordensstifter, dem heiligen Benedikt von Nursia, um 529 begründet worden, dann um 577 von den Langobarden zerstört und erst 718 wieder neu begründet worden. Ungeachtet dessen galt Montecassino als Geburtsstätte des westlichen Mönchswesens. Möglicherweise darf Paulus' Eintritt in dieses Kloster daher als symbolische Geste der Wiedergutmachung gedeutet werden. Die dichterische Begabung des langobardischen Mönchs machte ihn rasch über das Kloster Montecassino hinaus berühmt, so dass er zahlreiche Aufträge zur Verherrlichung fürstlicher Persönlichkeiten und ihrer Geschlechter erhielt. Als Krönung seines Schaffens gilt indes nach wie vor die sechsbändige Geschichte seines eigenen Volkes, die „Historia Langobardorum“.

In seiner Langobardengeschichte räumt der Autor Königin Theodelinde eine besonders hervorgehobene Stellung ein, da er sie wie eine Heilige zur „einzigen wahren Mittlerin zwischen Gott und den Langobarden“ (Gasparri, Spalte 1826) stilisiert. Wir dürfen uns daher nicht wundern, dass der langobardische Historiker das Leben und die Taten dieser Königin mit unverhohlener Bewunderung würdigt.

Seine Verehrung prägt bereits die Darstellung, worin Paulus die erste Begegnung der zukünftigen Gatten am bayerischen Herzogshof schildert:

„Danach (= nach dem Sieg über die Franken) schickte König Flavius Authari eine Gesandtschaft nach Bayern und ließ um die Hand der Tochter des dortigen Königs Garibald werben. Dieser nahm die Gesandtschaft freundlich auf und versprach, Theodelinde, seine Tochter, König Authari zur Frau zu geben. Dies berichteten die Delegierten Authari bei ihrer Rückkehr. Da packte ihn das Verlangen, seine Verlobte mit eigenen Augen zu sehen. Er wählte sich aus den Langobarden

Sekundärliteratur

Stefano Gasparri: Paulus Diaconus, Artikel in: Lexikon des Mittelalters, Band VI. München und Zürich 1993, Spalten 1825–1826.

Ausgaben

Paulus Diaconus: Geschichte der Langobarden. Historia Langobardorum. Herausgegeben und übersetzt von Wolfgang F. Schwarz. Darmstadt 2009.

– Übersetzung ins Italienische

Paolo Diacono: Storia dei Langobardi. Übersetzt von L. Capo. Vicenza 1992.

– Französische Übersetzung

Paul Diacon: Histoire des Lombards. Übersetzt von F. Bougard. Brepols 1994.

einige wenige, aber handfeste Leute aus, nahm dazu einen Mann mit, der zu ihm in einem besonderen Vertrauensverhältnis stand und den Delegationsleiter spielen sollte, und machte sich auf schnellstem Wege auf nach Bayern. Als sie bei König Garibald nach diplomatischen Gepflogenheiten Audienz erhalten hatten und der, der mit Authari als vorgeblicher Delegationschef gekommen war, nach der Begrüßung die übliche Ansprache gehalten hatte, trat Authari, der ja von niemandem in diesem Volk gekannt wurde, näher an König Garibald heran und sprach: „Mein Herr, König Authari, hat mich mit dem persönlichen Auftrag geschickt, dass ich Eure Tochter, seine Verlobte, unsere zukünftige Königin, mit eigenen Augen sehe, damit ich meinem Herrn möglichst genau beschreiben kann, wie sie aussieht.“

Als der König daraufhin seine Tochter hatte kommen lassen, betrachtete Authari sie, schön wie sie war, in stiller Zuneigung. Sie gefiel ihm in jeder Hinsicht und er sprach zum König: „Da die Persönlichkeit Eurer Tochter uns so beeindruckt, dass wir sie uns mit Fug und Recht zur Königin wünschen, erbitten wir uns, wenn es Eurer Hoheit gefällt, als erste Gunst aus ihrer Hand, so wie uns das später zuteil werden soll, einen Becher Weins zu empfangen.“

Der König stimmte dem zu und sie nahm einen Becher Weins und reichte ihn zunächst dem, der der chef de mission zu sein schien. Danach reichte sie ihn Authari, ohne zu wissen, dass er ihr Verlobter war. Er trank und als er den Pokal zurückgab, berührte er, ohne dass jemand es merkte, ihre Hand mit dem Finger und führte seine Rechte an seine Stirn und von da über die Nase und Gesicht.

Von dieser Geste berichtete sie unter Erröten ihrer Amme. Da sagte die Amme zu ihr: „Wenn dieser Mann nicht der König selbst und dein Verlobter wäre, würde er nicht wagen, dich überhaupt zu berühren. Aber wir wollen das einstweilen für uns behalten, dass es deinem Vater nicht zu Ohren kommt. Er ist nämlich eine Persönlichkeit, die es wirklich wert ist, ein Königreich zu besitzen und dich zur Frau zu erhalten.“

Es stand aber Authari damals in der Blüte seiner Jugend, er war von schöner Gestalt, hell und lang war sein Haar und er sah beeindruckend gut aus.

Bald darauf traten sie, vom König verproviantiert, den Heimweg an und zogen eilig aus dem Gebiet von Norikum (= *altromische Bezeichnung für die südliche Donau provinz*) fort. Diese Provinz Norikum, die das Volk der Bayern bewohnt, grenzt im Osten an Pannonien, im Westen an Schwaben, im Süden an Italien, im Norden an den Donaustrom.

Als er schon nahe an den Grenzen Italiens war und noch die Bayern, die ihm Geleit gaben, um sich hatte, da erhob sich Authari so weit es ging über das Ross, das er ritt, schmetterte mit aller Kraft das Wurfbeil, das er in der Hand führte, in den Baum, der zunächst dastand, ließ es stecken und fügte noch in einer Bemerkung hinzu: „Solche Hiebe pflegt Authari zu führen!“

Aus diesen Worten wurde den Bayern, die ihm Weggeleit gaben, klar, dass er König Authari in Person war.

Schließlich flüchtete sich einige Zeit später, als die Franken einmarschierten und König Garibald in Schwierigkeiten geriet, seine Tochter Theodelinde mit ihrem Bruder Gundoad nach Italien und ließ Authari, ihrem Verlobten, ihr Eintreffen ankündigen. Er eilte ihr sogleich entgegen, um mit großem Aufwand auf dem Sardischen Feld oberhalb Veronas die Hochzeit zu feiern, und schloss mit ihr unter allgemeinem Jubel am 15. Mai (= 589) die Ehe.“ (Deutsche Übersetzung von W. F. Schwarz, 3. Buch, Kapitel 30, Seite 211–213; lateinischer Originaltext ebenda.)

Die Ehe mit Authari währte nur kurz, da der König bereits 590 einem plötzlichen Tod zum Opfer fiel. Der gemeinsame Sohn wurde erst nach dem Tod des Vaters geboren. Noch im Todesjahr ihres ersten Gatten vermählte sich Theodelinde mit Herzog Agilulf von Turin (gestorben um 615/616), der 591 zum König erhoben wurde. Wie der Historiker Jörg Jarnut urteilt, scheint „die brillante Agilulfingerin (...) ihre Zeitgenossen fasziniert zu haben und großen Einfluß auf die Politik ihres neuen Gatten gewonnen zu haben. Insbesondere trug die Katholikin (...) entschieden dazu bei, dass ihr arianischer Gemahl sich der katholischen Kirche annäherte (...) und einigen vor den Langobarden geflüchteten Bischöfen die Rückkehr in ihre Diözesen gestattete.“ (Spalte 686).

Die katholische Kirche in Rom hatte zu dieser Zeit noch längst nicht alle Könige der umliegenden Staaten für sich gewinnen können. Ähnlich wie der mächtige Ostgotenkönig Theoderich der Große (451–526) hingen die Langobarden dem Arianismus an, einer von Rom als ketzerisch bekämpften christlichen Glaubensform. Theodelinde musste daher ein außerordentliches diplomatisches Geschick beweisen, um die langobardischen Fürsten von ihrem Glauben abzubringen. Nur so konnte es ihr gelingen,

Ostgoten = germanische Ethnie, die von der Ostsee nach Oberitalien gewandert war.



Abbildung 5
Evangeliar der Königin Theodelinde, Geschenk Papst Gregors
des Großen; Domschatz von
Monza, Italien

ihren Sohn aus erster Ehe, Prinz Adaloald, im Jahr 603 nach römisch-katholischem Ritus taufen zu lassen, obwohl dessen Vater die römische Kirche noch entschieden bekämpft hatte. Bereits zuvor hatte Theodelinde offizielle Beziehungen zum römischen Kirchenoberhaupt in Rom unterhalten, die durch einen regen Briefwechsel mit Papst Gregor dem Großen (circa 540–604) belegt sind. Der römische Pontifex belohnte die langobardische Königin denn auch für die Taufe des langobardischen Kronprinzen mit der Übersendung eines Evangeliiars (= Buch mit dem Text der vier christlichen Evangelien), das in goldene, mit kostbaren antiken Gemmen verzierten Buchdeckeln eingebunden war.

Dermaßen bestärkt in ihren Bemühungen ließ Königin Theodelinde in ihrer Sommerresidenz in Monza bei Mailand „einen prachtvollen Palast und die Basilika S. Giovanni Battista (= Johannes der Täufer), den so genannten Dom, errichten, in dessen Schatz sich noch heute hochwertige Kunstgegenstände aus ihrem Besitz befinden. Nach dem Tod Agilulfs führte sie zuerst als eine Art Regentin die Regierungsgeschäfte für ihren minderjährigen Sohn Adalwald, der aber auch noch nach Erlangen der Volljährigkeit unter ihrem Einfluß stand und eine prononciert prokatholische (...) Politik betrieb“ (J. Jarnut, Spalte 687). Adaloald (oder: Adalwald) konnte sich indes nicht allzu lange gegen die Opposition traditionsverhafteter, arianischer Kräfte im Langobardenreich behaupten. Auch Theodelinde vermochte seinen Sturz nicht zu verhindern. Dennoch hat diese erste katholische Königin der Langobarden aus der Sicht ihrer Nachwelt, insbesondere des Geschichtsschreibers Paulus Diaconus, die entscheidenden Schritte eingeleitet, um ihre Nation in die rasch wachsende, westliche Christengemeinschaft einzugliedern. Ein Festhalten am Arianismus hätte nämlich, ähnlich wie bei Theoderich dem Großen zuvor, zum Untergang ihres Reiches und Volkes geführt.

Von der Herrschaft dieser weitsichtigen Königin zeugt heute noch ihre Krone, die eigens für sie angefertigt worden ist und neben weiteren Kunstwerken im Domschatz von Monza ausgestellt ist. Am unteren Rand des Kronreifs sind 12 Löcher eingelassen, worin ursprünglich Goldkettchen eingehakt waren, woran die elf Buchstaben ihres Namens in Goldlettern sowie ein goldenes Kreuz zum Zeichen ihres katholischen Glaubens befestigt waren. Der Name der Königin, der in heutigem Deutsch Dietlinde lautet, setzt sich aus zwei Worten zusammen, den althochdeutschen Substantiven „thiot“ (im Genitiv), das heißt: Volk, und „linde“, einem metaphorischen Ausdruck für einen Kampfschild

Arianismus = nach Arius aus Alexandrien (†336) benannte Variante des Christentums, die bis ins 6. Jahrhundert in verschiedenen Regionen des Römischen Reiches Staatsreligion war. Hauptpunkt der arianischen Lehre ist, dass Christus nicht wesentlich mit Gott, sondern lediglich dessen edelstes Geschöpf sei.

Jörg Jarnut: Theodelinde, Artikel n: Lexikon des Mittelalters. Band VIII. München 1997, Spalten 686–687.

Krone
bedeutendstes mittelalterliches Herrschaftszeichen;
Theodelindes Krone = ältester erhaltener Kronreif des Mittelalters

Abbildung 6
Krone der Königin Theodelinde;
Domschatz von Monza, Italien



aus Lindenholz. Folglich bedeutete Theodelindes Name ursprünglich ‚Schutzschild des Volkes‘. Dieser wahrhaft königliche Personenname verdeutlicht schlaglichtartig die germanischen Rechtsgewohnheiten, die es Fürstentöchtern offenbar bereits in vorchristlicher Zeit erlaubten, Ämter weltlicher Herrschaft auszuüben. Hierbei ist allerdings zu beachten, dass diese Frauen königlichen Geschlechtern zu entstammen hatten. Denn der germanische Adel verstand sich als Geburts- und Geblütsadel. Das geht ebenfalls aus der Etymologie der Begriffe „König“ und „Königin“ hervor. Beide sind abgeleitet von dem germanischen Grundwort „kunni“, was Geschlecht bedeutete. Insofern stellte ein König oder eine Königin jeweils die vornehmste Person eines herausragenden Geschlechts oder modern gesprochen: einer Dynastie dar.

1.6. Ein neuer Typ geistlicher Herrscherinnen: Das Beispiel der rheinischen Äbtissin und Heiligen Hildegard von Bingen (1098–1179)

Für die Ausübung weltlicher und geistlicher Herrschaft galten bis zum ausklingenden Mittelalter die gleichen Bedingungen: die Amtsinhaber mussten von adeliger Geburt sein. Die Organisationsstruktur der römisch-katholischen Kirche bot Frauen hauptsächlich in Klostersgemeinschaften Möglichkeiten, in Führungspositionen aufzusteigen. Dabei stellte das Amt einer Äbtissin hierarchisch die höchste Position dar. Frauenklöster entstanden bereits in vorkarolingischer Zeit im lateinischen Westen, ihre Zahl bekam aber erst seit der Reichsgründung Karls des Großen einen nennenswerten Zuwachs. Dabei wurde die Regel des Heiligen Benedikt von Nursia zum allgemeinen Vorbild erhoben. Dementsprechend bekleideten Äbtissinnen das Amt einer Kloster-vorsteherin zu den gleichen Bedingungen wie die männlichen Äbte. Das bedeutet, dass eine Äbtissin vom Konvent, das heißt der Gemeinschaft der Klosterinsassen, in dieses Amt gewählt werden musste. Die Wahl, die meist auf Lebenszeit Gültigkeit besaß, musste zusätzlich durch die Weihe des zuständigen Bischofs bestätigt werden. Im Rang stand eine Äbtissin daher unter dem Bischof, aber sie gehörte dennoch zur kirchlichen Führungsschicht der Prälaten. Dadurch waren Äbtissinnen kirchenrechtlich den Trägern eines höheren Amtes mit ordentlicher Jurisdiktionsgewalt über alle Insassen, Besitztümer und Belange ihres Klosters gleichgestellt. Da Frauenklöster zu- meist von Fürstentöchtern begründet oder gestiftet wurden, konnten diese Kloster- gemeinschaften durch weitere Schenkungen erheblichen Grundbesitz anhäufen, der

Kloster = aus lat. claustrum = abgeschlossen, eine geschlossene Anlage, in der eine Gemeinschaft von männlichen oder weiblichen Geistlichen lebt, die sich den Regeln eines geistlichen Ordens verpflichtet haben.

Abt = aus lat. abbas = Vater; Vorsteher eines Klosters

Äbtissin = Vorsteherin eines Klosters

Bischof = Vorsteher eines kirchlichen Verwaltungsgebietes (Bistum, Diözese)

Prälaten = Träger der höchsten kirchlichen Ämter

sie teilweise einem Herrschaftsbereich von der Größe eines kleinen Fürstentums annäherte. Insofern sammelte sich oft in der Hand einer Äbtissin eine außerordentliche Machtfülle, weshalb sie nicht selten Gelegenheit erhielt, im öffentlichen weltlichen Leben eine bedeutende Rolle zu spielen.

Innerhalb der erheblichen Anzahl berühmter Äbtissinnen des Mittelalters darf die rheinische Klostergründerin Hildegard von Bingen vielleicht den prominentesten Platz beanspruchen. Denn abgesehen von der Begründung zweier Benediktinerinnenklöster in Bingen bei Mainz hat diese Äbtissin theologische, naturkundliche und künstlerische Werke von einer unvergleichlichen Einbildungskraft und Gestaltungskunst geschaffen. Diesen intellektuellen Leistungen verdankt die rheinische Äbtissin heute den Rang eines herausragenden Universalgenies der Menschheitsgeschichte. Zu ihren Lebzeiten hatte ihr die außerordentliche Begabung allerdings bereits den Ruf einer von Gott erwählten Seherin verschafft. Deshalb wurde sie landauf landab als „prophetissa teutonica“, mithin als ‚deutsche Prophetin‘, verehrt. Dabei ist zu bedenken, dass sich das Adjektiv ‚deutsch‘ lediglich auf ihre Zugehörigkeit zur deutschen Nation bezieht. Denn alle ihre Werke sind in lateinischer Sprache verfasst. Den Unterschied zu den üblichen Schriften lateinischer Gelehrsamkeit markiert Hildegards Überzeugung, alle Werke in Form von Visionen erschaut zu haben, die sie – in Übereinstimmung mit ihrer Mitwelt – als göttliche Offenbarungen bewertete. Von daher wird ihre Behauptung verständlich, dass ihr Gott selbst den Befehl zur Niederschrift ihrer Schauungen erteilt habe.

Gleichzeitig dürfte deutlich werden, warum ihre theologischen Schriften nicht von der offiziellen Kirche gerügt oder verurteilt wurden, obwohl die Seherin darin nicht wenige Ansichten verbreitete, welche die Richtlinien der offiziellen Lehren unterliefen oder auf eigenwillige Art überschritten.

Welches sind Hildegards Hauptwerke und inwiefern hat sie damit ihre Befugnisse als Äbtissin überschritten?

Die Hauptwerke der rheinischen Äbtissin, die bereits zu ihren Lebzeiten als Heilige verehrt wurde, sind in einem „Riesenkodex“ überliefert, der vermutlich kurz nach ihrem Tod in ihrem Kloster bei Bingen hergestellt und aufbewahrt wurde, bis er nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs im Jahr 1945 in die Hessische Landesbibliothek nach Wiesbaden überführt worden ist. Die Handschrift hebt sich von den übrigen Buchwerken des Mittelalters in der Tat durch ‚riesenhafte‘ Ausmaße ab, denn sie enthält 481 Blätter vom Format 46 x 30 Zentimeter und wiegt insgesamt rund 15 Kilogramm.

Im Einzelnen enthält der Kodex:

- die Visionstrilogie: ‚Scivias‘ (= Wisse die Wege), ‚Liber vitae meritorum‘ (= Buch der Lebensverdienste) und ‚Liber divinorum operum‘ (Buch der Gotteswerke),
- das gesamte musikalische Werk: ‚Symphonica caelestium revelationum‘ (= Symphonie himmlischer Offenbarungen) mit dem heute am meisten aufgeführten ‚Ordo virtutum‘ (= Tugendreigen),
- die umfassendste Überlieferung der Briefe (‚Epistolarium‘),
- die sprachkundlich-experimentellen Schriften ‚Lingua ignota‘ und ‚Litterae ignotae‘,
- die ‚Expositiones evangeliorum‘ (eine Sammlung von Homilien bzw Predigten),
- Hildegards Lebensbeschreibung (‚Vita Hildegardis‘) aus der Feder der Mönche Gottfried und Theoderich.



Abbildung 7
Hildegard von Bingen als Seherin, Miniatur aus dem Lucca-Codex des ‚Liber divinorum operum‘, um 1220/1230, Biblioteca Statale di Lucca, Italien

Kodex = lat. codex = Buchblock, im Unterschied zur antiken Rolle; Buch aus Lagen von Pergament, die zu Blättern aufgeschnitten, handbeschrieben und zwischen 2 Buchdeckeln eingebunden sind.

Anderweitig überliefert sind Hildegards naturkundliche und medizinische Schriften, der ‚Liber subtilitatum diversarum naturarum creaturarum physica‘ (= Buch von den Feinheiten verschiedener Naturschöpfungen) sowie der ‚Liber compositae medicinae de aegritudinem causis, signis atque curis/Causae et curae‘ (= Heilbuch der Krankheitsursachen, Symptome und Kuren).

In welchen Bereichen die gelehrte Äbtissin aus Bingen die Lehren der Kirche auf ‚unorthodoxe‘ Weise neu interpretiert hat, das mögen ihre Ausführungen zur Stellung von Mann und Frau in der göttlichen Schöpfung exemplarisch veranschaulichen. Wer sich in den Werken und im Leben der rheinischen Seherin auskennt, weiß, dass Hildegard zu Zeiten gern für sich in Anspruch nahm, lediglich zum ‚schwächeren‘ Geschlecht zu gehören. Aber dieses Etikett hatte sie nachweislich als Entschuldigung oder Kriegslist benutzt. Auch ihre häufigen Berufungen auf die christliche Lehre, dass die Frau dazu bestimmt sei, unter der Herrschaft des Mannes zu leben, wirken wie Lippenbekenntnisse. Schließlich hatte sie sich nie der Weisung eines Oberhirten, ja noch nicht einmal der Autorität des Papstes gebeugt.

Insofern darf es nicht verwundern, dass sich aus ihren Werken ein neues Bild der Geschlechterbeziehungen und eine neuartige Interpretation der Schöpfungsgeschichte herausfiltern lassen. Das liest sich in deutscher Übersetzung dann so:

„Als Gott den Adam schuf, hatte Adam eine große Liebe in seinem Schloß, den Gott über ihn sandte. Und Gott gab der Liebe des Mannes Gestalt, und so ist die Frau die Liebe des Mannes. So wie nun die Frau gebildet ward, gab Gott dem Manne jene Schöpferkraft, dass er aus seiner Liebe, welche die Frau ist, Kinder erzeugen könne. Als nämlich Adam Eva zum ersten Mal erblickte, war er ganz von Weisheit erfüllt, da er in ihr die Mutter seiner Kinder erkannte. Als aber Eva Adam ansah, schaute sie ihn so an, als blickte sie in den Himmel hinein und als richtete sie ihre Seele empor, die den Himmel erschaut: war doch ihre Hoffnung auf den Mann gerichtet. Und darum wird eine einzige Liebe sein, und nur so sollte es sein in der Liebe zwischen Mann und Frau und nicht anders.

Die Liebe des Mannes ist im Brand seiner Leidenschaft wie das Feuer brennender Berge, das kaum einzudämmen ist, die Liebe der Frau gleicht dagegen der Flamme in einem Holzstoß, die man leicht wieder auslöscht. Ihre Liebe ist dem Manne gegenüber wie die ausgeglichene Wärme der Sonnenglut, die fruchtbringend wirkt im Vergleich zu jener ungeheuerlich entfachten Flamme der brennenden Wälder. Deshalb vermag die Frau auf eine angenehmere Weise ihre Frucht auszutragen.“ (Zitiert nach: Hildegard von Bingen, Über die Liebe. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Peter Dinzelsbacher. München 2005, Seite 71).

Wir merken: Die Seherin, Äbtissin und Ärztin des 12. Jahrhunderts haucht der biblischen Schöpfungsgeschichte von Anfang an einen neuen Geist ein: den Geist der Liebe (lat. „caritas“). Das kann nur als eine kühne und eigenmächtige Neuerung bewertet werden. Denn der Begriff Liebe kommt im Wortlaut der biblischen Geschichte überhaupt nicht vor. Der Geist der Liebe erlaubt es Hildegard, die Beziehung der beiden ersten Menschen geistig-geistlich umzudeuten. Adam entflammt zu Eva nicht aus sexueller Begierde, sondern aus ‚Weisheit‘ im Verantwortungsbewusstsein seiner Aufgabe als Stammvater der Menschheit. Noch positiver umgedeutet und noch stärker spiritualisiert wirkt die Gestalt der Stammutter des Menschengeschlechts. Eva habe nicht aus körperlicher Schwäche zum Manne empor geschaut, sondern um mit seiner Hilfe die himmlische Sehnsucht ihrer Seele zu stillen. Hier kehrt sich das Verhältnis der Geschlechter beinahe um. Im Nachsatz über die größere Liebesleidenschaft des Mannes stellt die Theologin die Geschlechterhierarchie jedoch wieder her. Die körperliche Überlegenheit des Mannes stellt Hildegard übrigens nie in Frage. Hierin bleibt sie dem biblischen Schöpfungsbericht treu. Denn Adam sei aus einer „lehmigen Substanz“ geformt, die eine „kräftigere Materie“ darstelle als das Fleisch, aus dem Eva hervorging (ebenda S. 74). Dennoch wertet die Binger Äbtissin das weibliche Geschlecht immer wieder auf, beispielsweise, wenn sie, wie in der eben zitierten Passage, die Fruchtbarkeit der Frau gegen die zerstörerische Liebesleidenschaft des Mannes ins Feld führt.

Schöpfungsgeschichte

= Geschichte von der Erschaffung der Welt und des Menschen, wie sie im ersten Buch des Alten Testaments in der christlichen Bibel erzählt ist.

Nachweise von Editionen, Übersetzungen und Sekundärliteratur bieten folgende Artikel:

Christel Meier: Hildegard von Bingen, Artikel in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Band 3, Berlin und New York 1981, Spalte 1257–1280.

Johanna Lanczkowski: Hildegard von Bingen, Artikel in: Wörterbuch der Mystik. Herausgegeben von Peter Dinzelsbacher. 2. Aufl. Stuttgart 1998, Seite 230–232.

Elisabeth Gössmann: Hildegard von Bingen, Artikel in: Lexikon des Mittelalters. Band V. München und Zürich 1990/91, Spalten 13–15.



Abbildung 8
Abtei St. Hildegard bei Bingen
am Rhein

Unverkennbar versucht Hildegard die überkommene Glaubenslehre von der Geschlechterhierarchie von innen zu überwinden, um zu einer Gleichstellung der Geschlechter zu gelangen. Dabei ebnet sie die Unterschiede zwischen Mann und Frau jedoch keineswegs ein. Insofern verstößt Hildegard nicht direkt gegen die Buchstaben der Heiligen Schriften. Sie sucht die Hauptstütze ihrer Argumentation lediglich an anderer Stelle, nämlich im Neuen Testament. Im *Liber Scivias* (= Wisse die Wege) zitiert sie den Apostel Paulus mit folgendem Ausspruch: „nam sicut mulier de viro ita vir per mulierem omnia autem ex Deo“ (1 Kor 11,12 = Wie die Frau vom Mann, so der Mann durch die Frau; alles aber aus Gott.). Diese Stelle kommentiert die Seherin so: „Die Frau ist um des Mannes willen geschaffen; denn wie sie vom Manne, so stammt auch der Mann von ihr, damit sie sich bei der gemeinsamen Zeugung ihrer Kinder nicht trennen, weil sie ein gemeinsames Werk vollbringen“ (Dinzelbacher, ebenda S. 79).

Die Quasi-Gleichstellung von Mann und Frau gründet also in der Gemeinsamkeit der ehelichen Aufgabe, das göttliche Schöpfungswerk fortzuführen und Nachkommen zu zeugen. Es dürfte auf der Hand liegen, dass für die Theologin und Äbtissin die Geschlechterliebe einzig im Hinblick auf den Zeugungsakt zu den guten ‚Werken‘ zu zählen ist. In dieser Hinsicht bleibt Hildegard fest in der asketischen Mönchstradition – spricht: Sexualfeindlichkeit der Kirche – verwurzelt.

Dennoch – so muss das Fazit lauten – hat die rheinische Äbtissin damit einen entscheidenden Schritt zur Aufwertung der Frau und zur Hervorhebung der Liebe als zentralem christlichen Wert getan. Gleichzeitig hat sie mit ihren Schriften und mit ihrem Wirken den Weg für zahlreiche weitere Frauen frei gemacht, die in den folgenden Jahrhunderten ihre Visionen in selbstbewusster Autorschaft empfangen und niederschreiben sollten.

Die Wirkungskraft einer Heiligen wie Hildegard von Bingen zu übertreffen, ist aus heutiger Sicht kaum vorstellbar. Dennoch erscheint im gleichen 12. Jahrhundert ein Frauentyp von einer mentalen Machtfülle über die Männer, wie ihn die gesamte Menschheit bis dahin noch nicht hervorgebracht hatte.

1.7. Ein neuer Typ mentaler Herrscherinnen: Das Beispiel der Gräfin von Tripolis, Minneherrin des Troubadours Jaufré Rudel

Dieser neue Frauentyp erscheint gleichzeitig mit der neuen Konzeption einer höfischen Liebe. Die Mediävistik bezeichnet diesen Frauentyp als Minneherrin. Minne lautet die Bezeichnung des mittelalterlichen Deutsch für die höfische Liebe. Mit einer

Feudale Gesellschaftsstruktur

= Auf Lehen beruhende Bindung zwischen Lehnsherrn und Lehnsmann

Vasall = Synonym: Lehnsmann; im Mittelalter ein Adliger, dem ein Fürst Landbesitz leihweise überantwortet. Dieser geliehene Besitz mitsamt seinen Nutzungsrechten war ein „Lehen“.

Minneherrin ist die Erwählte eines Minneritters bezeichnet, der dieser Frau seine lebenslange Liebe, Treue und Verehrung widmet. Das Phänomen der höfischen Liebe und die Formen seines Liebeskults sind also vielfach beschrieben. Allerdings lässt sich kaum klären, was bei diesem historischen Phänomen Ursache, was Wirkung war. Sicher ist nur die Tatsache, dass die Frau (adeliger Geburt) dabei zu einer Person quasi-religiöser Verehrung erhoben wirkt.

Die Suche nach historischen Modellen für solch einen Frauentyp von ideeller Herrschaftskraft hat bis heute keine konkreten Ergebnisse zu Tage gefördert. Das einzige Vorbild, dessen man habhaft werden konnte, findet sich in der höfischen Epoche selbst und ihrer feudalen Gesellschaftsstruktur. Das Bild eines deutschen Ritters aus der Manessischen Handschrift (siehe Abbildung 9) zeigt uns deutlich, wie sehr die Pose der Unterwerfung unter die Macht der Minneherrin der Haltung eines Vasallen gleicht. Wie ein Lehnsmann vor seinem Lehnsherrn kniet der Minneritter in dienender Haltung vor seiner Herrin und erhebt seine gefalteten Hände, als ob er einem tatsächlichen Herrn seine Gefolgschaftstreue schwören wollte.

Es ist daher kaum verwunderlich, dass diese Körpersprache als stereotypes Motiv in der höfischen Liebesdichtung wiederkehrt und auch den gleichen Sinn vermitteln sollte. Jeder Minneritter musste seiner auserwählten Minnedame in zahlreichen Beschwörungen zunächst einmal seine Treue versichern, bevor er hoffen konnte, als Minnediener die Huld der Umworbenen zu erringen. Was konnte solch ein Minnediener jedoch mit der Huld seiner Dame erringen? Auf keinen Fall den Status eines Geliebten. Denn das, was der Minnediener tatsächlich erhoffen durfte, war ein gänzlich spiritualisierter Lohn: die Vervollkommenheit seines Seelenadels.

Darin offenbart sich ein weiteres historisches Phänomen: Mit der höfischen Kultur entsteht das neuartige Ideal des Seelenadels. In diesem Fall liefert die Entwicklung der christlichen Glaubensausdeutungen allerdings ein deutlich fassbares Vorbild. Denn im 12. Jahrhundert erscheinen allenthalben theologische Schriften über die menschliche Seele als dem edelsten Teil des Menschen, veranschaulicht an ihrem göttlichen Erbe, ihrer Schönheit, sowie ihren spirituellen und intellektuellen Wirkkräften, wodurch die menschliche Seele zur absoluten Herrschaft über den Leib erhoben sei.

Aber auch wenn wir deutlich zu erkennen vermeinen, dass die paradoxe höfische Liebesauffassung den dialektischen Diskursen der zeitgenössischen Theologie bzw. Philosophie entspricht, bleibt es äußerst schwierig, den passenden „Link“ zwischen der Sphäre der Theologen und derjenigen der säkularen Welt aufzuspüren.

Zudem entwickelte sich der höfische Liebeskult in gänzlich andersartigen Formen der Kommunikation. Der vollendete höfische Liebesdienst sollte sich mittels hochartifizierter Dichtungsformen vollziehen, nämlich Lieddichtungen, deren ästhetische Wirkung durch den lebendigen Gesangsvortrag vor der höfischen Gesellschaft ins Quasi-Sakrale gesteigert werden konnte. Von Minne zu singen bedeutete daher Minne vorzuleben. Infolgedessen übernahmen die Minnesänger die Rolle exemplarischer Minnediener. Der obligatorische Verzicht auf den Liebeslohn in Form einer Liebesvereinigung durchzieht die hehren Liebesgesänge der höfischen Minnesänger allerdings nicht selten mit Untertönen einer deutlich spürbaren, aber konkret kaum fassbaren Melancholie. Im dialektischen Widerspruch dazu konnte das Bild der Geliebten eine umso magischere Aura entfalten. Eines der sublimsten Beispiele dafür liefert der provenzalische Troubadour (= Minnesänger) Jaufré Rudel, Fürst von Blaye in Südfrankreich (aktiv circa 1147–1149), mit seiner Fernliebe zur Gräfin von Tripolis in Palästina.

Kenner der südfranzösischen Troubadourpoesie schätzen diesen fürstlichen Sänger besonders deshalb, weil er das Motiv und die Form der Fernliebe erfunden hat. Das Lied ‚von der Liebe dort fern‘ („Lanquan li jorn son lonc en mai“) hat denn auch den



Abbildung 9
Der Schenk von Lmpurg n der
Haltung eines Vasallen vor sei-
ner M nneherr n; Miniatur aus
der Großen Heideberger Lie-
derhandschr ft (Codex Manes-
se), ca. 1300 bis ca. 1340; Uni-
versitätsb bliothek Heidelberg,
Cod. Pal. germ. 848, Blatt 82
verso.

unvergleichlichen Nachruhm dieses Troubadours begründet (Text siehe unten Seite 40). Noch heute wirken die Wiederholungen des Schlüsselwortes ‚fern‘ an jeweils zwei Versenden der insgesamt sieben Strophen wie magische Bannformeln, welche das Sän-ger-Ich an das beschworene Bild der fernen Geliebten fesseln – auch wenn das Lied mit Ausrufen resignierter Hoffnungslosigkeit endet, die Besungene ‚im Land der Sarazenen‘ (Strophe II, 6) niemals leibhaftig zu Gesicht zu bekommen.

Mit seiner poetischen Beschwörung der Strahlkraft solch einer fernen Geliebten von unvergleichlicher Schönheit hatte Jaufré Rudel offenbar einen Nerv seiner Zeit getroffen. Denn die Wirkung dieses Motivs lässt sich bis ins ‚Nibelungenlied‘ und zu Siegfrieds ‚Fernliebe‘ zu Kriemhild verfolgen. Aber im Unterschied zu dieser fiktionalen Liebesgeschichte muss man Jaufrés Geliebte wohl mit einer Person aus dem wahren Leben des Troubadours identifizieren. Diesen Schluss legt die ‚Vida‘, das heißt: die Lebensgeschichte nahe, die seit dem 13. Jahrhundert, also: in den ältesten Handschriften als Zusatz zu seinen Liedern überliefert ist.

Diese ‚Vida‘ liest sich in der Übersetzung Franz Wellners so:

„Jaufré Rudel von Blaia war ein sehr edler Herr, Fürst von Blaia. Er verliebte sich in die Gräfin von Tripolis, ohne sie gesehen zu haben, nur auf das viele Schöne hin, das er von Pilgern, die aus Antiochia kamen, über sie erzählen hörte; und er dichtete auf sie viele Lieder mit schönen Weisen und schlichten Worten. Aus Verlangen, sie zu sehen, nahm er das Kreuz und stach in See; auf dem Schiffe aber befahl ihn eine Krankheit, und man brachte ihn wie tot nach Tripolis in eine

Troubadour = Bezeichnung für einen M nnesänger aus dem mittelalterlichen Südfrankreich, der n provenzalischer Sprache gedichtet hat. Provenzalisch „trobadour“ leitet sich vom Verb „trobar“ ab = ‚finden‘, ‚erfinden‘ eines Liedes.

Troubadourpoesie

Ausgaben, Übersetzungen und Sekundärliteratur in:
Martín de Riquer: Los trovadores. Historia literaria y textos. Band III. 3. Auflage, Barcelona 1999, 1711–1724.

Sekundärliteratur

Die Trobadors. Leben und Lieder. Deutsch von Franz Wellner. Neu herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Hans Gerd Tuchel. 3. Auflage. Leipzig 1985 (= Sammlung Dietrich Band 104).

Herberge. Das wurde der Gräfin zu wissen getan, und sie kam zu ihm an sein Bett und nahm ihn in ihre Arme. Als er aber erkannte, dass es die Gräfin war, kehrten ihm Gehör und Empfindung wieder; und er lobte Gott und dankte ihm, dass er ihm das Leben erhalten habe, bis er sie erblickt hätte. So starb er in ihren Armen, und sie ließ ihn im Tempelhause mit großen Ehren bestatten; und noch am selben Tage nahm sie aus Schmerz über seinen Tod den Schleier.“ (Zitiert nach F. Wellner, Seite 43).

Nach übereinstimmender Meinung der heutigen Forschung dürfte Jaufré Rudels ferne Geliebte mit Odierna, der Gattin des Grafen Raimund von Tripolis, zu identifizieren sein (M. de Riquer, 149). Wenn diese Identifizierung stimmen sollte, hätte sich Rudel dem Zweiten Kreuzzug von 1147 angeschlossen, um von Frankreich aus über das Mittelmeer nach Tripolis in die gleichnamige christliche Grafschaft zu segeln. Solch eine Fahrt übers Mittelmeer ins Heilige Land wurde zwar als Erfüllung einer Christenpflicht erachtet, zugleich aber wegen der außerordentlichen hohen Lebensgefahr gefürchtet. Ungeachtet der bekannten Risiken, hatte der französische Troubadour die gefährvolle Reise auf sich genommen, allein „aus dem Verlangen“, seine ferne Geliebte einmal zu Gesicht zu bekommen. Eine extremere und zugleich tragischere Veranschaulichung der unvergleichlichen Macht einer Minneherrin hat das Mittelalter nicht hervorgebracht.



Abbildung 10
Die christliche Grafschaft Tri-
polis zwischen dem 1. und 2.
Kreuzzug um 1135